

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 37

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage machte ich mich nach Grabnitsa auf, um dem Baron sein Eigentum abzugeben. Im Wald, unweit der Grenze von Willkowschtsi, ungefähr zweihundert Schritt von der Landstraße entfernt, sah ich den Tschibulski, er legte Schlingen für die Hasen und Rebhühner. „Warte, ich werde dich anzeigen“, sagte ich schadenfroh. Er sprang auf und stand mir mit zornblickenden Augen gegenüber.

„Nein, das wirst du nicht!“ rief er heftig.

„Und die Janka laß mir in Ruhe“, sagte ich, „die heirate ich.“

Er packte mich und entriß mir den Hirschfänger. Wir rangen darum. Ich war stärker; mit eisernem Griff packte ich ihn. Da zückte der Tschibulski die Waffe gegen mich und wollte mich erstechen. Ich warf ihn zu Boden und bekam die Waffe wieder. Weiß Gott, wie es kam, im wilden Kampf, Brust an Brust, fuhr ihm plötzlich die scharfe Schneide in den Leib. Sie mußte das Herz getroffen haben. Er sank zurück, und zu meinem furchtbaren Entsetzen sah ich, daß er tot war. Ich floh wie geheht. Grauen packte mich! Um alles in der Welt mußte ich das Geschehene verbergen. Ich zog meinen blutbespritzten Rock aus, band schwere Steine daran und versenkte ihn in den See. Ich muß mich wohl gut beherrscht haben, daß niemand in mir den Täter vermutete.

Ich habe den Tschibulski nicht töten wollen. Ich beschwöre dies bei Gott, angesichts des Todes, der mir naht. Aber ich habe dennoch ein schweres Unrecht auf mich geladen, habe einen völlig Schuldlosen gefangen nehmen lassen und feig geschwiegen. Die Janka hat den reichen Müllerssohn heiraten müssen. Mir war die Heimat verleidet. Ich blieb noch einige Monate, um keinen Verdacht zu erregen. Ich

verstand, mich zu beherrschen, daß mir niemand etwas anmerkte. — Als ich hörte, daß der Baron aus Mangel an Beweisen freigesprochen war, fiel mir eine Bergeslast von der Seele.

Im Frühjahr wanderte ich mit noch einem Burschen aus der Gegend nach Amerika. Hier ist es mir schlecht gegangen. Ich habe gehungert und gefroren, aber bis auf die eine Sünde meines Lebens bin ich doch ein ehrlicher Kerl geblieben.

Nun habe ich alles gesagt, was mich jahrelang bedrückt hat. Ich bitte Sie auf den Knien um Vergebung, Herr Baron.

Gott sei meiner armen Seele gnädig.

Stephan Witulski, früher Adertnecht in Willkowschtsi, Posen.

Eine kurze Zuschrift des Hospitalarztes war dem Schreiben beigelegt. Er bestätigte, daß der Kranke bei vollem Verstande sei, und daß er seine Aussage vor Zeugen beschworen.

„Ich hoffe, geehrter Herr Präsident, daß Sie Gebrauch von der Beichte eines Sterbenden machen werden, und daß der unschuldige Angeklagte seine Ehre wiedererlangt.“

Hochachtungsvoll:

Fred Hunter, Oberarzt.

Washington, St. Jameshospital, 25. August 1909.



Kriegsbeute aus Przemyśl: Geschütze, die den Russen bei der Wiederoberung der galizischen Festung abgenommen wurden. Phot. Eiko-Film.

Der Präsident hatte dem bedeutungsvollen Schreiben hinzugefügt, daß der Sachverhalt in den Zeitungen veröffentlicht werde, und daß alles geschehe, Berns Namen von dem ihm anhaftenden Makel zu befreien.

„Frei! Frei!“ Bernd jubelte es laut. Er redete die Arme; ihm war, als fielen Ketten davon ab. In heißem Gebet dankte er Gott für sein gnädiges Walten. Dann eilte er hinüber zu

ihr, zu seiner geliebten, treuen Mutter. Er kann nicht sprechen, er reicht ihr den Brief, und sich an ihre Brust werfend, weint der starke Mann wie ein Kind.

„Mutter, ich bin frei! Frei! Lies und sieh es selbst!“

Noch einmal muß Bernd die Worte selbst sehen. Mit erregter, vor Glück bebender Stimme liest er den ganzen Bericht seinem

Witterlein vor. Dann hatten sie sich lange umfaßt, sie sind zu froh, um sprechen zu können. Der tiefste Schmerz, das höchste Glück sind stumm! —

Erst nach und nach sammeln sie sich. Sie sitzen Hand in Hand auf dem Sofa und machen Zukunftspläne.

Vor einigen Tagen hat Wilhelm von Stetten nochmals geschrieben und den Reffen gebeten, nach Buchensfeld zu kommen und ihn zu vertreten, während er mit seinem Sohne Ernst in Davos weilt.

„Jetzt kann ich Ja' sagen, Mutter! Morgen schreibe ich und nehme an. Denke doch, wie schön es sein wird, in Medlenburg auf dem alten Erbgut der Familie zu leben und dort zu wirken! Ich brauche mich nicht mehr scheu zu vertriehen und kann den Kopf erheben.“

„Mein Junge, Gott hat geholfen, ihm sei Lob und Ehre!“

„Ja, ich werde ihm mein Leben lang danken, Mutter; ich will es nie vergessen!“

So schloß dieser schöne Tag. Ein neuer Morgen, ein neues Leben lagte für Bernd von Stetten.

Hilbe und Tante Dörtchen waren Anfang August nach Berlin abgereist. Vorher hatte Dersfeld noch einmal Hilbe gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie nahm ihn nicht ernst und hatte lachend verneint. Er ließ sich nicht entmutigen und beharrte bei seiner Werbung.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie gegen mich haben“, sagte er etwas ärgerlich.

„Mein Gott, Sie wissen es ja schon“, versetzte sie ungeduldig, „Sie sind mir zu groß.“

„Das kann ich leider nicht ändern, aber ich werde Sie tragen, wenn Sie finden, daß wir nicht Arm in Arm gehen können. Sehen Sie, so werde ich es machen.“

Er wollte sie umfassen und aufheben. Sie wich zurück und gab ihm einen leichten Klaps.

„Bitte, lassen Sie solche dummen Spässe“, sagte sie entrüstet.

„Sie meinten ferner, daß der Name Friß Ihnen nicht behagt. Wie möchten Sie, daß Ihr Zukünftiger heiße?“

„Nun, Walter oder Siegfried oder Lothar.“

Er lachte vergnügt.

„Mein zweiter Name ist Lothar. Sie können mich so nennen, wenn Sie meine Frau werden.“

„Ja, wenn“, entgegnete sie neckisch, „aber das wird nie der Fall sein.“

„Wirklich nie?“ fragte er.

Sie nickte. Er tat, als ob er fort ginge; sie blinzelte durch die Wimpern ihm nach.

„Ich wußte es, er kehrt zurück.“

Dersfeld stand wieder vor ihr.

„Fräulein Hilbe“, sagte er, „morgen reisen Sie fort.“

Er sah betrübt aus. Sein kleiner Dämongeist freute sich darüber.

„Ich werde Sie in Berlin besuchen. Darf ich?“

„Wozu?“ fragte sie.

„Um dieselbe Frage an Sie zu richten. Sie wissen doch: Beharrlichkeit macht Möglichkeit.“

„Ich glaube daran nicht.“

„Aber ich. Sie werden sich besinnen.“

„Bilden Sie sich das nicht ein.“

„Nun, wir wollen sehen.“

Er ging dieses Mal wirklich.

Bernd und Dersfeld begleiteten die Damen zur Bahn.

Dersfeld hatte für beide Blumen gebracht. Bei Hilbes Strauß spielten die Vergißmeinnicht die Hauptrolle.

„Auf Wiedersehen“, sagte der junge Aurländer beim Abschied.

„Wer weiß“, fiel es von Hilbes Lippen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, blickte sie zum Fenster hinaus; Dersfelds hohe Gestalt war noch lange sichtbar. —

In Berlin bemühte Hilbe sich um Privatstunden, die sie auch bekam. — Sie dachte oft an den Sommer in Jhenruh. Wie hatte sie Dersfeld geneckt. Es tat ihr jetzt fast leid.

„Ach was“, dachte sie, „alles war ja nur Scherz. Er meint es gar nicht ernst und wird mich bald vergessen haben.“

Welche Freude die gute Nachricht über Bernd seinen Angehörigen bereitete, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Er stand glänzend gerechtfertigt da, nachdem der Präsident des Gerichtshofes das Nötige veranlaßt hatte. —

Jhenruh stand leer. Frau von Stetten lebte nun wieder in der Dorotheenstraße in Berlin; ihre Töchter und Tante Dörtchen waren glücklich darüber.

Bernd blieb kurze Zeit in Berlin, dann reiste er nach Buchensfeld zum Onkel. Er wurde herzlich empfangen. Sein Vetter Ernst war ein schwächlicher, krank aussehender Jüngling, dessen eingefallene Wangen und Brust von einem schweren Lungenleiden

sprachen. Er schloß sich mit großer Liebe an Bernd, und als das Wetter rauber wurde, bat Herr von Stetten den Reffen, sie nach dem Süden zu begleiten, was Bernd auch gern annahm. Es war ihm peinlich, in der ersten Zeit nach seiner Freisprechung in Deutschland zu leben. Erst im Frühjahr wollte er die Bewirtschaftung Buchensfelds antreten.

In kleinen Tagesreisen erreichten sie Davos; dort sollte Ernst den Winter zubringen. — Es schien ihm etwas besser zu gehen, aber dann kamen wieder Fiebertage; sein Vater verlor die Hoffnung auf Genesung.

Bernd trieb Wintersport, rodelte und lief Schneeschuh. Nach den trüben Tagen war es ihm, als lebe er auf. Wie ein anderer Mensch sah er aus mit den blühenden Augen und der stolz aufgerichteten Gestalt. Er machte nette Bekanntschaften und bildete oft den Mittelpunkt des heiteren Kreises. Manch junges Mädchenherz pochte schneller für den stattlichen Mann, aber Bernd schien es nicht zu bemerken und blieb kalt.

Dachte er an eine, die fern war? An jene, die er im Sommer kennen gelernt, die er zuletzt in weicher Stimmung gesehen, nachdem sie ihn vorher schnippisch behandelt hatte? — Jhens Gesicht schwebte ihm überall vor. Oft hatte er den Wunsch, sie wiederzusehen, aber Onkel Hugo und die Seinen waren in Genf.

„Ob ich sie besuche?“ dachte Bernd manches Mal, aber er tat es nicht. Er wollte Jhe nie mehr begegnen. Sie war gewiß viel umworden und verlobte sich bald. —

Weihnachten kam. Ernst schien sich zu erholen. Eines Tages schritt er auf den Arm des Veters gestützt, langsam ins Freie, in die weiße Schneewelt von Davos.

Bernd war voll zarter Fürsorge um ihn bemüht und suchte ihm Mut zuzusprechen, aber der Kranke schüttelte den Kopf, und mit heiserer Stimme sagte er:

„Du meinst es gut, lieber Bernd, aber ich weiß, daß ich sterben muß. Ach, ich hätte so gern gelebt.“

„Gott wird dich deinem Vater erhalten, Ernst.“

„Ja, mein armer Vater! Es wird ihn schwer treffen! Versprich mir, ihm ein treuer Sohn zu werden, wenn ich nicht mehr bin. Du wirst dann Herr auf Buchensfeld sein.“

„Davon sprich nicht“, bat Bernd erschüttert.

Das Weihnachtsfest brachte den Gästen des Hotels eine große, schön geschmückte Tanne. Man beschenkte sich gegenseitig.

Mit unnatürlich großen, fieberhaft glänzenden Augen blickte Ernst von Stetten auf die Kerzen. Er sagte sich, daß er zum letzten Male das Fest feiere.

Und draußen lag die weiße, weiße Welt, eingehüllt in eine wärmende Schneedecke.

Lange stand Bernd an jenem Abend an seinem Fenster, im Anschauen der winterlichen Pracht versunken. Seine Seele war tief bewegt, er faltete die Hände im heißen Dankgebet. —

In Berlin verlief Weihnachten dieses Jahr harmonisch und in munterer Geselligkeit — so ganz anders als vor zwei Jahren.

Hilbe ließ Schlittschuh, machte einige Gesellschaften mit und war oft bei Wengerns, wo sie gemütliche Stunden verlebte. —

Am heiligen Abend kam ein prächtiger Blumenkorb für das junge Mädchen an; Dersfelds Karte lag dabei. Hilbekehrte sie um, als erwarde sie einige Worte von ihm; sie war enttäuscht, als sie nichts fand. Im stillen hatte sie gehofft, daß er nach Berlin kommen würde und hatte sich vorgenommen, netter zu ihm zu sein.

„Er wird wohl nach Hause gereist sein“, tröstete sie sich. Sie dachte oft an ihn. Er war doch wirklich ein guter Junge! Immer fröhlich und so gar nicht empfindlich, wenn sie gegen ihn eilig war.

Zu Beginn des Frühlings kehrte Bernd nach Deutschland zurück. Der Onkel und Ernst blieben noch in Davos und wollten später nach Meran übersiedeln.

Nachdem Bernd eine Woche in Berlin zugebracht hatte, reiste er nach seinem neuen Bestimmungsort ab. Mit frischen Kräften widmete er sich seiner Arbeit. Buchensfeld war ein großes, schönes Gut mit einem alten Herrenhause, das von Generationen bewohnt, viele Familienandenken und eine lange Reihe von Ahnenbildern derer von Stetten besaß. — Und der Erbe dieses stolzen Besizes hoffnungslos dahin! Dieser Gedanke trübte oft die Stimmung Bernds. Der Gedanke lag ja nahe, daß er an Stelle Ernsts einst Buchensfeld besitzen sollte, wenn der Tod diesen dahintrastete, aber Bernd dachte ungern daran. Er hätte sich gestreut, Ernst wieder gesund zu sehen im Vollbesitz der Kraft, die seine eigenen Muskeln stahlte.

Monat auf Monat verging. Bernd stand im Briefwechsel mit Onkel Brömmeler. Dieser hatte ihm gleich nach seiner Ehrenrettung in herzlicher Art Glück gewünscht, und die Tante hatte einige Worte hinzugefügt. Von Jhe war ein Gruß bestellt.

Als ihr Vater wieder einmal schrieb, stand unter seinem Brief: „Einen Gruß von Cousine Jhe.“

„Ja“, dachte Bernd bitter, „hebt erkennt sie mich als Vetter an, jetzt, wo ich nicht mehr der Angestellte ihres Vaters bin — jetzt, da das Brandmal ausgelöscht wurde.“

Im April wurde Wengerns ein Sohn geboren, ein prächtiger Bube. Das eheliche Glück des jungen Paares wurde dadurch noch größer. Frau von Stetten war überfelig, ihr erstes Entelchen zu besitzen.

Derfeld ließ nichts von sich hören, desto öfter dachte Hilbe an ihn. — Der erste Mann, der sich einem jungen Mädchen verbündet nähert, macht Eindruck auf sie, und wenn Hilbe an Fritz dachte, so wünschte sie, ihn wiederzusehen.

Derfeld hatte mit seinen Eltern gesprochen und ihnen offen gesagt, daß er Hilbe von Stetten liebe. Seine Mutter wollte zuerst nichts von einer Heirat wissen; sie hatte andere Pläne für den Sohn und wünschte sich eine Aurländerin zur Schwiegertochter. Ihr Mann unterstützte des Sohnes Werbung.

„Es ist gut, wenn frisches Blut in unsere alten Adelsgeschlechter kommt, wir degenerieren, weil wir fast immer untereinander heiraten.“

„Aber sie ist arm, Konrad.“

„Was tut das, Erna. Sie ist von gutem alten Adel. Ich habe im Gothaischen Kalender nachgesehen. Ich denke, wir sind reich genug, um dem Jungen aus diesem Grunde nichts in den Weg zu legen.“

„Na, ich will mich doch erst persönlich überzeugen.“

Frau von Derfeld mußte zur Kur nach Wiesbaden. Sie blieb einige Tage in Berlin und besuchte Stettens. Hilbe öffnete ihr ahnungslos die Tür. An der Ähnlichkeit mit dem Sohn erkannte sie die Baronin. Tief errötend stand sie vor ihr und hielt den forschenden Blick aus.

„Sie sind mir keine Fremde, liebes Fräulein“, sagte Frau von Derfeld, „mein Sohn hat mir von den angenehmen Stunden erzählt, die er vorigen Sommer in Isenruh verbracht hat. Ich bin gekommen, Ihrer Frau Mutter dafür zu danken.“

„Sehr lebenswürdig, gnädige Frau. Bitte, näher zu treten, Mama ist im Salon.“

Die beiden Damen begrüßten sich. Hilbe pochte das Herz. Was hatte dieser Besuch zu bedeuten? Frau von Derfeld blieb recht lange für eine erste Visite, immer wieder prüften ihre Augen die anmutige Mädchengestalt.

Beim Abschiede bat sie Mutter und Tochter, sie morgen zu besuchen, um einen kleinen Ausflug nach Potsdam zu machen. Man nahm dankend an und blieb den ganzen Tag zusammen. Frau von Derfeld schrieb darauf dem Sohn:

„Du hast einen guten Geschmack, Fritz; mir scheint, Du darfst hoffen. Sobald auf Dich die Rede kam, las ich auf Hilbes Gesicht Verlegenheit. Als wir Abschied nahmen, fragte ich sie:

„Soll mein Sohn kommen?“

Sie nickte und küßte mir die Hand.“

„Komme sofort, Ernst sterbend.“

Diese Drahtnachricht erhielt Bernd Anfang Mai von seinem Onkel. Sofort reiste er nach Meran ab.

An jenem schönen Ort, der von den Lungenkranken in der Hoffnung auf Genesung besucht wird, hatte Ernst von Stetten ausgelitten. Der arme Vater stand gebrochen am Sarge seines einzigen Kindes und Bernd neben ihm, der mit der Liebe eines Sohnes den alten Mann stützte und aufrecht erhielt.

Auf dem Friedhof, der so viele birgt, die in Meran die ersehnte Heilung nicht gefunden, betteten sie den Toten zur ewigen Ruhe.

„Du bist jetzt mein Erbe“, sagte Stetten zu seinem Neffen, „Buchenfelde fällt dir nach meinem Ableben zu.“

„Ach, lieber Onkel, ich wünschte, es wäre anders gekommen“, entgegnete Bernd tief bewegt. „Willst du nicht mit mir heimreisen, ich werde dich mit Sohnesliebe umgeben.“

„Das glaube ich, mein guter Junge, aber laß mich hier an dem Ort bleiben, der mein Liebste birgt, ich fühle, daß auch meine Tage gezählt sind.“

„Dann will ich bei dir bleiben, Onkel.“

„Nein, nein, das sollst du nicht. Du bist jung und brauchst Arbeit; ein schönes Leben liegt vor dir.“

Bernd blieb noch einige Tage, dann mußte er den Wunsch des Onkels befolgen und nach Deutschland zurückkehren. Er traf Ende Mai in Berlin ein.

Inzwischen war Derfeld auch dort angekommen. Er begab sich sofort nach der Wohnung der Frau von Stetten.

„Niemand zu Hause?“ fragte seine muntere Stimme die ihm öffnende Magd.

„Doch, das gnädige Fräulein ist da.“

Mit einigen langen Schritten stand er vor Hilbe.

„Da bin ich“, sagte er lachend und faßte ihre beiden Hände, die sie ihm willig überließ.

„Fräulein Hilbe, schiden Sie mich nicht fort“, bat er, „ich — ich habe Sie so lieb, so sehr lieb!“

Tiefe Sehnsucht und heiße Leidenschaft bebten in seiner Stimme. Sie hielt noch immer den Kopf gesenkt.

„So sehen Sie mich doch an“, flehte er, den Arm um ihre zierliche Gestalt legend und sie an sich ziehend.

Sie ließ es willig geschehen; ihre Hand erwiderte den warmen Druck der seinen.

„Hilbe, liebe, kleine Hilbe!“ jubelte Derfeld, „so willst du meine Frau werden? O, wie bin ich glücklich!“

Er hob die leichte Gestalt auf und küßte sie stürmisch.

„Wie wild du bist, Fritz“, sagte sie halb erschreckt, halb selig.

„Du nennst mich Fritz?“ lachte Derfeld, „so findest du den Namen nicht mehr häßlich?“

Sie zog seinen Kopf zu sich hinunter und flüsterte in sein Ohr:

„Nein, denn — ich liebe den, der so heißt.“

„Hurra!“ rief Derfeld ausgelassen, und ehe sie sich dessen verjah, hatte er sie umfaßt und tanzte mit ihr einen lustigen Walzer durch das Zimmer.

„Einmal noch leben, eh es vorbei,

Einmal noch lieben im Monat Mai.“

Sie sangen es beide in glücklichem Übermut.

„Na, was soll das heißen?“ fragte Tante Dörchen, den Kopf verwundert durch die Tür stehend.

„Das soll heißen, daß wir verlobt sind, Tanten!“ rief Derfeld, in der Freude seines Herzens die alte Dame umarmend, „die Hilbe nimmt mich langen Kerl und wird meine Frau!“

„Liebst du ihn denn, Kindchen?“

„Ja, ja, ja!“ Nicht mehr: „Nein, nein, nein!“ war die Antwort.

„Na, dann gratuliere ich. Also deshalb war die Frau Mama gekommen! Jetzt verstehe ich.“

Als Frau von Stetten nach Hause kam, sah sie Fritz und Hilbe Arm in Arm stehen und erriet alles.

„Du bringst meine Tochter weit fort, in ein fremdes Land, mein lieber Sohn“, sagte Frau von Stetten, „aber ich vertraue sie dir gern an.“

Wegen der Trauer um Ernst konnte die Verlobung noch nicht veröffentlicht werden. Nur Wengerns wurde sie mitgeteilt, und auch dort wurde Derfeld freudig empfangen.

„Wenn Bernd doch auch heiraten wollte!“ dachte Frau von Stetten oft.

* * *
Willkähmen, den 28. August 1909.

„Lieber Junge!“

Leider sind wir so kurze Zeit in Berlin gewesen, daß ich Dich nicht benachrichtigen konnte. Wie Du siehst, sind wir nun wieder zum Sommer in Willkähmen. Bitte, mache es möglich, zu Ilse's Geburtstag zu kommen; er ist am achtundzwanzigsten August. — Voriges Jahr waren meine beiden Damen schon fort, und wir konnten den frohen Tag nicht zusammen feiern.

Wir vermissen Dich und die Deinen sehr. In Isenruh lebt jetzt der neue Pächter, scheint ein guter Landwirt zu sein.

Alles Weitere mündlich; die Ilse will meiner Einladung einige Worte hinzufügen.

Dein alter, treuer Onkel

Hugo von Brömmeler.“

„Bitte, kommen Sie zu meinem Geburtstage, Vetter Bernd. Auf Wiedersehen!“

So einfach die Worte klangen, machten sie doch das Herz des Lesers höher schlagen. Er konnte kaum den Tag erwarten, der ihn wieder nach Ostpreußen brachte. In letzter Stunde hielten ihn unworthergesehene Geschäfte in Buchenfelde fest, so daß er die Nacht durch reisen mußte. Erst kurz vor dem Mittagessen Diner langte er in Willkähmen an.

„Na, gut, daß du doch noch da bist“, begrüßte ihn Brömmeler. „Die Ilse sah fortwährend aus dem Fenster nach dir aus. Jetzt sind die Damen bei der Toilette. Wirf dich schnell in Gala, Junge, es ist die höchste Zeit.“

Bernd befolgte seinen Rat. Bald darauf schritt er in Frack und Lackschuhen die breite Treppe zu den unteren Räumen hinab.

Ein zahlreiche Gesellschaft war versammelt. Als Bernd eintrat, verstummte das laute Gespräch, ganz still ward es; aller Augen richteten sich auf ihn.

Wie sah der Mann heute anders aus, als vor einem Jahre! Frei und Stolz die Haltung, sicher das Benehmen und in dem energischen Gesicht ein Leuchten heimlichen Glüdes.

Viele Hände streckten sich nach ihm aus. Er nahm seinen Platz in der Gesellschaft seiner Standesgenossen wieder ein. Tief und erlöst atmete er auf.

Tante Emma begrüßte ihn sehr herzlich.

Ilse's Hand ruhte eiskalt in der seinen; Bernd fühlte, wie die weißen Finger sich fest in seine Rechte schmiegen. Und in

ihrem Gesicht las er etwas Neues: ein schenes Fragen, ein ver-
stettes Leuchten, das sonst vollständig fremd an ihr war.

„Du bist ja
Ihsens Tisch-
herr“, sagte
Brömmeler,
als die Paare
sich ordneten.
„Bitte, gnä-
diges Fräulein.“

Bernd trat
auf Ise zu und
reichte ihr den
Arm.

„Wollen Sie
nicht, Cousine,
sagen?“ fragte
sie sehr leise.

„Ja, da Sie
es erlauben.“

Sie saßen
dem Vater ge-
genüber. Er
war in roiger
Laune, trauf
ihnen zu und
freute sich,
wenn er diese
beiden jungen
Menschen so
lebhaft plau-
dern sah. Es
war, als sei ein
Zwang vor
ihnen gewi-
chen, als müßten sie sich heute näher kommen. Das Gespräch
flochte keinen Augenblick. Ise fragte nach der Mutter und den
Schwestern Bernds, nach Buchenfelde und berührte im munteren
Plauderton mancherlei. Sie erzählte von dem letzten Winter in
Genf, und daß sie gern immer in Deutschland leben möchte. Kaum
hatte sie das ausgesprochen, wurde sie verlegen und verstummte.

„Was wird er nun von mir denken?“ fuhr es ihr durch den
Sinn. „Wird er es nicht so deuten, als ob —“

Weiter verfolgte
sie den Gedanken
nicht. Sie hatte
sich darnach ge-
seht, ihn wie-
derzusehen, ihm
freundlich zu be-
ggnen.

Am Ausschnitt
ihres hellblauen
Seidenkleides
trug sie ein klei-
nes Sträußchen
Edelweiß. Bernd
hatte es sofort
bemerkt. — Sie
dachten beide an
den Tag, an wel-
chem sie sich auf
dem Kornfeld be-
gegnet waren,
und an dem er
ihr die innige Be-
deutung der fei-
schen Alpenblu-
me erklärt hatte,
die Sage, die sich
daran knüpft.

Die Tafel wur-
de aufgehoben. Die Nacht sank weich und lind hernieder.
Bernd bildete den Mittelpunkt eines Kreises von Herren,
die noch im Rauchzimmer bei einer Zigarre verweilten.
Wie wohl tat dem Geächteten heute die Anerkennung der
Gesellschaft, von der er sich einst ausgestoßen gefühlt.

Pastor Hildebrandt und seine Frau waren auch zu-
gegen. Sie verwickelten Bernd in ein Gespräch. Er suchte
loszukommen; verstohlen sah er sich nach Ise um. Eben
war sie noch bei den anderen jungen Damen gewesen,

jetzt suchte Bernd sie vergeblich im Saal. Er trat aus dem Hause.
— Langsam ging er in den Garten, die heiße Stirn in der Nacht-

luft zu kühlen.
Zahllose Ster-
ne funkelten
am Himmel;
leise plätscher-
te der Spring-
brunnen und
die Rosen duf-
teten süß. —
Bernd wußte,
daß er vor ei-
ner Entschei-
dung stand. Er
hatte deutlich
gefühlt, als er
Ise wieder-
gesehen, daß
er sie unjählich
liebte; aber er
bangte davor,
die entschei-
dende Frage
an sie zu rich-
ten, die sein
Lebensglück
bedingte.

Unter den
hohen Bäu-
men an dem
Weiher fand
er sie.

„Sie hier,
Cousine!“

Er stand ne-
ben ihr.

Sie war von der Bank aufgesprungen und wollte,
ihrem ersten Impulse folgend, fliehen. Da hielt seine starke
Hand sie fest, sein dunkles Haupt beugte sich über sie.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht“, sagte Bernd,
„soll ich es jetzt tun? Soll ich Ihnen sagen, was ich damals in
mir wachsen fühlte, als Sie mich unfreundlich und schroff behan-
delten, als ich das Brandmal unverdienten Verdachtes trug?“



Der Hafen von Nagusa-Vecchia. Photogr. Leipziger Presse-Büro. (Mit Text.)



Vorgehobene Telephonstation an den Klfern
der Aisne.



Schweizerische Grenzbesetzung: Eine Patrouille im Hochgebirge.



Französische Artillerie.

„Ich weiß, daß ich oft sehr ungezogen gegen Sie war“, gab sie zu. „Soll ich abbitten? Wie kann ich es gut machen — Bernd?“

Sein Name fiel zögernd von ihren Lippen.

„Sie tragen ein Sträußchen Edelweiß an Ihrem Kleide, wollen Sie mir eine der Blüten geben?“

Und als sie beklommen schweigt, fährt er fort:

„Ich habe Ihnen erzählt, was es heißt, wenn ein Mädchen einem Manne eine der leuchten Alpenblumen gibt.



Telephonzelle im bombensicheren Unterstand.

getreten, aber sie steht wie versteinert da.

„So heißen Sie mich also gehen?“

Er wendet sich ab.

„Bernd!“

Sie ruft seinen Namen so flehend, so mit dem Ton einer großen Liebe; er fühlt den Strauß Edelweiß in seiner Hand.

Ihre Arme schlingen sich um seinen Hals.

Und die Sterne am Himmel leuchten auf das Glück eines seligen Menschenpaares hernieder.

Empire of Ireland.

Der Frühjahrs-

Der Frühjahrs-
abend senkt
sich über die breite
Mündung des
Lorenzstromes.

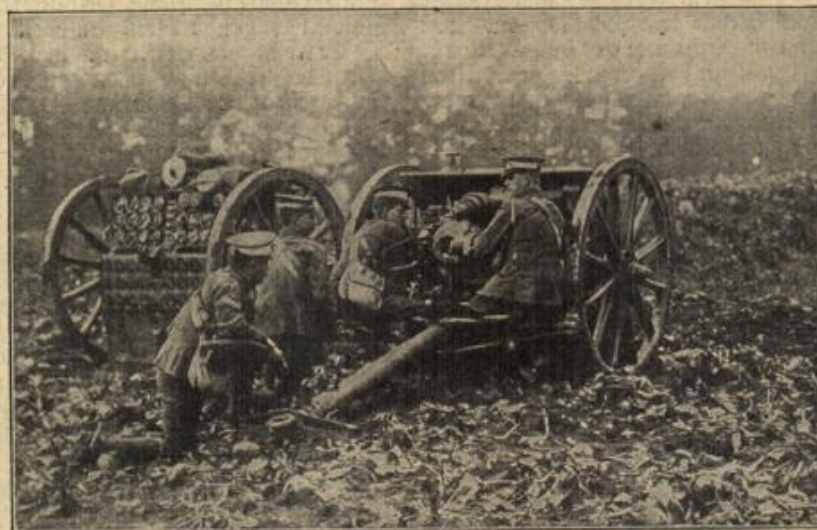
Der „Empire of Ireland“ durch-
jagt die glatte
See, die wie ein
Bogen Stanniol-
papier gliebert.
Hinter dem schö-
nen Schiff zieht
ein langer und
breiter Schaum-
streifen her. Hier
weitschen die bei-
den Schrauben

das Wasser zu sprühen-
dem Gischt. Die Zeit
des Kommandowechsels



Das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“.

(Mit Text.)



Englische Artillerie in Gefechtsstellung.

Haben Sie es nicht vergessen, Ase?“
Ganz nah ist er an sie heran-

sich nach der angegebenen Richtung. Dort, fast am Horizonte,
hat sich das Meer einen trüben Schleier vor das Antlitz gezogen.

ist gekommen. Der betref-
fende Offizier steigt zu der
Kommandobrücke hinauf
und grüßt den Kapitän, der
mit besorgtem Blicke den
Himmel mustert.

„Dante, Kamerad, ich
will die Führung des Schif-
fes bis Sonnenaufgang sel-
ber behalten!“ antwortet
der Kapitän.

„Ist Gefahr im Verzug?
Droht denn das Wetter
umzuschlagen?“

„Hm!“ brummt der Ka-
pitän nachdenklich. „Ich
fürchte, wir bekommen nasse
Badung!“

„Nach diesem schönen Ta-
ge? Ich glaube doch nicht!“

„Doch, doch. Sehen Sie
mal nach Osten!“

Beide Männer wenden



Trümmer eines von deutscher Artillerie herabgeschossenen englischen Flugzeuges. (Mit Text.)

den letzten, schwerringenden Schwimmern den Himmel, der sich ebenso hoch und blau schon über ihre Wiege spannte.

Großherzog und Bäuerin.

Von Walter Kabel. (Nachdruck verboten.)

Der vorletzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz kannte kein größeres Vergnügen, als im unauffälligen Anzug eines schlichten Bürgers ohne jede Begleitung weite Spaziergänge zu unternehmen, die ihn oft meilenweit von seiner Residenz fortführten. Auf einem dieser Ausflüge wurde der Fürst von einem Gewitterregen überrascht. Zu seinem Glück kam jedoch gerade ein Bauernwäglein vorüber, dessen Lenkerin, eine ältere, einfach gekleidete Frau, den Großherzog auf dessen Bitte mit ins nächste Dorf nahm, wo er das Ende des Unwetters abzuwarten gedachte.

Die Bäuerin, ahnungslos, wen sie neben sich auf dem Sitzbrett ihres Korbwagens hatte, begann sofort eine Unterhaltung, auf die ihr Nachbar auch bereitwilligst und in tadellosem mecklenburgischen Platt einging. Als es stärker zu regnen begann, holte die Frau für ihren freundlichen Begleiter unter dem Sitz einen leeren Kartoffelsack hervor, den der Großherzog sich zum Schutz gegen die fallenden Tropfen umhängen mußte.

Im Lauf des Gesprächs erfuhr der Fürst dann, daß das gutmütige, redselige Weiblein Witwe war und die Gastwirtschaft im Dorf besaß, dessen Kirchthurm unten im Tale sichtbar war. Bald fuhr der Wagen vor dem Dorffrüh vor. Die Alte nötigte den städtisch gekleideten Herrn in ihre „gute Stube“ und setzte ihm dort einen reichlichen Imbiß vor. Nach der Mahlzeit bat sie ihn dann, sich doch einmal ihre Besitzung anzusehen.

Der Großherzog fand das Gehöft peinlich sauber gehalten und auch die Gebäude bis auf den hölzernen Schweinestall in bestem Zustande. — Dieser Schweinestall paßte so wenig zu den anderen Baulichkeiten, daß der Fürst die Frau erstaunt fragte, weshalb sie sich denn nicht einen neuen Stall bauen lasse, da es ihr doch offenbar nicht an dem nötigen Geld mangle.

„Ja,“ erwiderte die Krugwirtin verdrossen, „dat wull'n wi oof all maken (das wollten wir auch schon machen), aber de Landrieder, de will dat nich. Wi häfft em all so veelmal drum beden, aber — hei will dat doch nu mal nich!“

„De Landrieder“ (Landreiter), das ist nämlich in Mecklenburg der berittene Gendarm.

Höchst verwundert über diese Antwort meinte der Großherzog, die Frau solle sich dann doch an den Amtsvorsteher wenden.

Die Alte lachte ärgerlich auf. „Dat hebben wi oof all dahn! Aber das Amt schrifft (schreibt) dann an den Landrieder, un de will ja dat nich.“

„Na, zum Dunner, dann frog Se doch mal bi 's Ministerium an!“ rief der Fürst.

„So, dat Ministerium!“ meinte die Frau achselzuckend. „Dat schrifft dann doch wedder (wieder) an das Amt, und das Amt schrifft an den Landrieder, un de Landrieder will dat nich!“

Der Großherzog, der jetzt merkte, daß es sich hier fraglos um eine kleine Schilane des Landreiters gegen die Krugwirtin handelte, gab sich dieser jetzt zu erkennen und forderte sie auf, an ihn persönlich ein Gesuch wegen der Bauerlaubnis für den neuen Schweinestall einzureichen.

„Oh,“ rief die brave Krugwirtin da zuversichtlich, „wenn Sei wärrlich de Grothherzog wär'n, denn ward dat schon gahn. Denn schreewen (schreiben) Sei man an'n Landrieder un leggen (legen) Sei bi ihm en goot Wurt (Wort) ein, dat hei uns den Bau erlaunen deist.“

Der Großherzog versprach's denn auch lachend. Da das Gewitter jetzt vorüber war, machte er sich in bester Laune wieder auf den Heimweg. Der neue Schweinestall wurde wirklich gebaut, wozu der Fürst aus seiner Brennerei die nötigen Steine stiftete. „Denn“, äußerte er zu den Herren seiner Umgebung, „die Erkenntnis, daß in Mecklenburg noch über dem Großherzog, de Landrieder steht, ist immerhin ein paar tausend Ziegel wert.“

Anlegung und Übernützung eines Spargelbeets.

Spargel ist ein sehr beliebtes Sprossengemüse, das von den meisten Menschen gern gegessen wird. Leider ist der Spargel aber im Handel so teuer, daß nur Wohlhabende sich ihn leisten können. Wer jedoch über einen Garten verfügt, braucht auf den

Genuß desselben nicht zu verzichten. Durch Anlage eines kleinen Spargelbeetes kann er sich während des ganzen Jahres im frischen oder konservierten Zustande manches Mahl durch dieses köstliche Gemüse würzen.

Sandboden liefert für die Spargelkultur den besten Untergrund. Die großartigen Spargelanlagen in der Braunschweiger und Mainzer Gegend liefern den besten Beweis hierfür. Aber wenn im kleinen Hausgarten die Bodenbedingungen nicht so günstige sein sollten, so können wir die Erde leicht durch Beimischung von Asche, Sand und Ziegelmehl durchlässiger machen. Die beste Pflanzzeit des Spargels ist der April. In sehr warmen und zeitigen Jahren kann wohl auch etwas früher begonnen werden. Selbstverständlich muß das Spargelbeet vor der Inanspruchnahme gut bearbeitet und gedüngt sein. Zu diesem Zweck wird es 50 cm tief rigolt. In den Untergrund wird reichlich Dünger, Kompost oder verrotteter Stallmist gebracht. Ist die Anlage erst einmal fertig, so können wir nicht mehr zum Untergrunde gelangen, deshalb müssen wir vorher dafür sorgen, daß die Pflanzen später im Untergrund reichlich Nahrung vorfinden. Der Dünger wird nicht in diesen Schichten eingepackt, sondern gut mit der Erde vermischt.

Verrierbild.



Wo ist die Eifersüchtige?

Als Spargelpflanzen laufe man aber ja nicht billige, kümmerlich entwidelte Pflanzen. Nur die Spargelanlage hat eine Zukunft, welche mit den besten, gesunden Pflanzenmaterial angelegt worden ist. Einjährige Spargelpflanzen haben sich bei allen seitherigen Versuchen als die besten erwiesen. Jetzt wird das für Spargel vorgesehene Stück Land in Beete abgeteilt. Die einzelnen Beete erhalten einen Abstand von 1,20 m von Mitte zu Mitte, die Pflanzgräben eine Breite von 30 cm, so daß die Zwischenräume noch eine Breite von 90 cm haben. Auf diese Zwischenräume wird die ausgehobene Erde gleichmäßig verteilt. In die Gräben werden die Pflanzen in Abständen von 60 cm gepflanzt. Die Stelle, an welcher eine Pflanze sitzt, wird durch ein Stäbchen gekennzeichnet. Nicht zu flach dürfen die Pflanzen gelegt sein, da sonst die Pseifen zu kurz werden. Doch dürfen die Gräben im ersten Jahre nicht schon vollständig zugeworfen werden, da den Pflanzen Luft und Licht vollständig entzogen würden. Man füllt deshalb im ersten Jahre nur etwa drei Finger hoch Erde darauf und schüttet erst im nächsten Jahre wieder Erde nach.

Zwei volle Jahre muß der Spargel gepflanzt sein, ehe er Erträge bringen kann. Die hervorkommenden Triebe werden an die Stäbchen geheftet, der Boden wird gehackt, bei großer Trockenheit auch tüchtig gegossen. Das Kraut wird nicht eher abgeschnitten, bevor es im Herbst well wird. Nach zwei Jahren guter Pflege können die ersten Spargel gestochen, noch besser aber gebrochen werden. Aber nicht während der ganzen Stechzeit dürfen die jungen, zweijährigen Pflanzen gestochen werden, da sonst die Pflanze nolleiden würde. Im nächsten Jahre wird sie dann kräftig genug sein, um während der ganzen Stechzeit von Mitte April bis Mitte Juni abgeerntet werden zu können. Das Spargelstechen selbst muß auch mit der nötigen Vorsicht geübt werden, da sonst leicht daneben hochkommende junge Triebe zerstoßen werden könnten. Täglich dreimal werden die Spargelbeete nachgesehen. Kurz ehe die Pseife aus der Erde kommt, zeigt sie ihr Erscheinen dadurch an, daß sie die Erde etwas hebt. Nun wird die Erde an einer Seite vom Spargel soweit fortgewühlt, bis die Pseife in ihrer vollen Länge freiliegt. Nun kann man sie bequem stechen oder auch abbrechen. — Nach Beendigung der Ernte wird die Anlage mit kurzem Dünger versehen und leicht untergegraben. Auch kräftige Jauchegüsse in trockenem Boden fördern die jungen Triebe sehr. Das Düngen im Sommer ist praktischer, da der Dünger bis zum Frühjahr gut verrottet ist und bei der Spargelernte nicht hinderlich wird. C. Fusch.

Die Sorgenfrau.

In Sorgen war ich eingeschlafen, Es stand der Tag vor meinem Fenster, Es wob durch meinen Traum die Nacht Ein regenschwerer, nebeltrüber. Lichtscheue, finstre Sorgenbilder; Ich kam beim ruhelosen Wandern In Sorgen war ich aufgewacht. An meinem Spiegelglas vorüber.

Und sah hinein, und konnt' verstehen, Warum für mich die Welt so grau: Die ich im Spiegelglas erblickt', War die leibhaft'ge Sorgenfrau.

Johanna Weiskirch

Der Hafen von Ragusa-Beehia, welchen die italienische Flotte vor kurzem bombardierte und wo der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ durch ein österreichisches Unterseeboot in den Grund gebohrt wurde. Ragusa ist eine befestigte Bezirksstadt in Dalmatien am Adriatischen Meer und am Abhänge des San Sergio, den Hafen bildet die Bucht von Gravosa. Ragusa ist seit 1814 in österreichischem Besitz.

Eine außergewöhnliche Auszeichnung: das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“. Das erste „Eiserne Kreuz“ als Armierungssoldat hat sich kürzlich der Zimmermann Lünse aus Pommeren erworben, der als „Schipper“ in Russisch-Polen arbeitete. Seine Kolonne wurde plötzlich von einer Abteilung Kosaken überfallen. Kurz entschlossen packte Lünse seinen Spaten und stellt sich zur Gegenwehr auf und schlägt den ersten Kosaken nieder. Seine Kameraden folgen seinem Beispiel und schlagen die Kosaken in die Flucht. Für diese Tat erhielt er das „Eiserne Kreuz II. Klasse“.

Trümmer eines von deutscher Artillerie aus 1800 m herabgeschossenen englischen Flugzeuges. Es stürzte brennend bei Frezenberg, östlich von Ypern, in einen alten englischen Schützengraben hinter der jetzigen deutschen Linie. Der Insasse, ein englischer Offizier, war tot.



Landsturm-Kapelle Würzburg in Lüttich.

an der gelblichen Farbe der Füße und dem scharfen, spitzen, dunkel, ja schwarz gefärbten Schnabel; bei älteren und alten Tieren sind die Füße grau und der Schnabel stumpf und heller. Bei ganz alten ist das Hinterteil bis auf den Bauch grünlich, auch riechen die Tiere schlecht. Vor ihnen muß sich die Hausfrau hüten. Sonst können gute alte Hühner noch zu Wildsuppen Verwendung finden. Außer dem Feldhuhn kommt jetzt auch die Wildente, die Stockente, die Löffelente, die Krickelente auf den Markt. Auch Reh-,irsch- und Damwild gibt es jetzt die Menge. Doch sollte sich jede Hausfrau hüten, billige Ware zu kaufen, denn die ist meist minderwertig. So können beispielsweise in billigen Hirschruden Engerlinge sitzen, die jedem den Appetit verderben. — Aber nicht nur in der Küche hat die Hausfrau jetzt viel Arbeit, sondern auch im Hause.

Ist doch jetzt die Zeit des Großreinemachens, was oft große Mühe verursacht, namentlich in umfangreichen Haushaltungen. Da muß die Hausfrau von früh bis spät hinterher sein, damit alles ordentlich sauber gemacht wird.

Zahlten treiben gern eine große Anzahl von Sprossen, die der Pflanze zu belassen, wie es zumeist geschieht, nicht vorteilhaft ist. Wohl gibt es auf diese Weise einen mächtigen Busch, aber nur wenige und kleine Blumen. Es sollten nur die zwei bis drei kräftigsten Triebe stehen bleiben, alles andere wird entfernt.

Alees- und Luzerneiden haben sich für Schweine am zuträglichsten erwiesen. Auf dem Tummelplatz eine ausgiebige Aleefütterung zu geben, ist allen Besitzern zu empfehlen, die ihren Schweinen keine Weide bieten können.

Für eine einfache Hochstammzucht kann man bei Johannis- und Stachelbeersträuchern schon jetzt vorarbeiten. Man nehme an jüngeren Sträuchern die Seitenantriebe fort und lasse nur einen, und zwar den günstigsten und stärksten Trieb hochgehen. — Im nächsten Jahre läßt sich dann schon die Krone erzielen.

Zur Aussaat des Feldsalats (Rapunzel) benötigt man auf den Quadratmeter Saatfläche etwa 1 Gramm Samen; zu dichte Saat ist zu vermeiden.

Allerlei

Immer praktisch. Lehrer: „Sage mir einen Satz mit dem Worte ‚Sal‘!“ — Der kleine Toni: „Herr Thalberg hat dem Herrn Blumenthal das Kapital, welches er im ersten Quartal von ihm geborgt hatte, im zweiten Quartal zurückgezahlt.“

Diebstahler. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einst die Teplitzer Heilquellen gebrauchte, wurde ihm auch ein alter ungarischer Oberst vorgestellt. — „Feldzug mitgemacht?“ fragte der König in seiner kurzen Weise. — „Gewiß, Majestät,“ versetzte der Oberst, „hab' ich doch schon unter Maria Theresia Pulver gerochen!“ — „Sind wohl schon sehr alt?“ forschte der Monarch weiter. — „Na ja, bin ich vielleicht so an die Sechzig oder Siebzig,“ war die Antwort. — „Vielleicht?“ rief Friedrich Wilhelm verwundert, „das müssen Sie doch genau wissen, in diesem Alter zählt man seine Jahre genau!“ — „Majestät,“ zähl' ich meine Pferde, mein Geld, meine Sporenstiefel, wozu soll ich zählen meine Jahre? Die stiehlt mir niemand!“

Der Juwelier als Menschenfreund. In einen Juwelierladen am Petersburger Neowskyprospekt, einer der vornehmsten Straßen aller Weltstädte, trat ein Herr, dem man auf den ersten Blick den feinen Kavalier ansah. In der elegant behandschuhten Rechten trug er einen Blumenstrauß, der den Totaleindruck des Mannes bestätigte, sobald die Seidenpapierumhüllung entfernt war. Er entsamnte auch dem teuersten Blumenladen in derselben Straße. „Ich möchte eine Portion ungefasster Brillanten haben“, äußerte sich der vornehme Kunde. Erst nach einem langen, prüfenden Blick über die ganze Persönlichkeit willfahrte der greise Geschäftsinhaber diesem Verlangen. Ein Karton voll glitzernder Brillanten wurde dem Käufer vorgelegt. Er griff mit der Hand hinein und schleuderte sie mit leichtem Schwunge so über den Strauß, daß sie über die offenen Blumenkrone verteilt wurden und wie sonnenbeschienene Tauperven darin leuchteten. Auch die Augen des eleganten jungen Mannes leuchteten bei diesem feenhaften Anblick auf. Er hüllte das Seidenpapier wieder über den kostbaren Strauß, mußte aber wohl sehr aufgeregt sein, denn er vergaß es, nach dem Preise auch nur zu fragen, warf seine Visitenkarte auf den Tisch, laut welcher er Graf L. bei der französischen Botschaft war und verließ das Geschäft. Zwei Tage darauf kam er mit bewölklter Stirn wieder und fragte, wieviel er schuldig sei. „Zweitausend Rubel, Herr Graf“, wurde ihm zur Antwort. Verblüfft starrte der Graf ihn an. „Sie irren sich offenbar: Sie wollen wohl sagen: zwanzigtausend Rubel.“ — „Nein, Herr Graf“, sagte der alte Herr, „halten Sie meine Eigenmächtigkeit zugute; ich sah Ihnen an, daß Sie leidenschaftlicher erregt waren, als es dem Menschen gut ist, deshalb erlaubte ich mir, Ihnen Similibrillanten vorzulegen.“ Diese Ehrlichkeit rührte den jungen Kavalier. Er reichte dem alten Manne die Hand. „Sie haben väterlich fürsorgend an mir gehandelt; ich danke Ihnen dafür. Gewollt hat sie mich doch nicht“, fügte er wehmützig lächelnd hinzu. C. D.

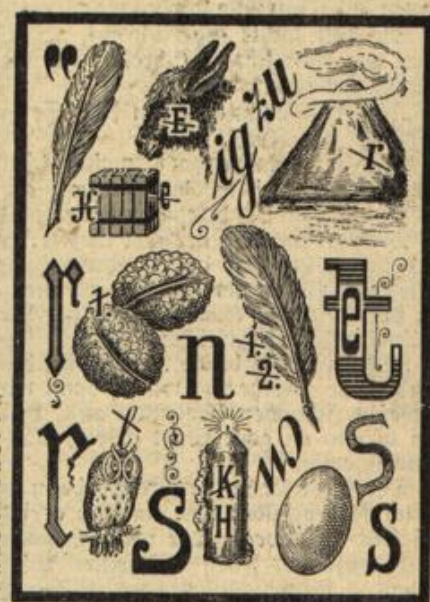
Gemeinnütziges

Die Hausfrau im September. Auch im September findet die Hausfrau noch viel in der Küche zu tun. Das Einkochen, Saftbereiten usw. nimmt kein Ende. Da heißt es auf dem Poßen sein und alles gut aus-

Rätsel.

Es trägt mit sich kein Haus,
Schalt'st du zwei Rante aus,
So jedes Jahr zur Winterzeit
Das junge Volk es sehr erfreut.
Fritz Waggenberger.

Bilderrätsel.



Zahlenrätsel.

	1	2	3			
2	4	5	6	7	8	9
10	11	12	7	6	13	8
11	14	12	15	6	11	4
4	11	7	16	11	6	7
5	16	6	11	8	16	5
	8	17	5			

Die Zahlen in vorstehender Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß acht Wörter daraus entstehen, von denen fünf in horizontaler und drei in vertikaler Richtung zu lesen sind. — Die Wörter in den wagerechten Reihen bezeichnen: 1) Stadt in Italien. 2) Deutsche Kolonie. 3) Zee-offiziersrang. 4) Rosenmontag. 5) Stadt in Italien. — Die Wörter in den senkrechten Reihen bezeichnen: 1) Preussische Provinz. 2) Einen Tag. 3) Evangelischen Kirchhof. P. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Schärade in voriger Nummer:

Brom, Beere, Brombeere.

Alle Rechte vorbehalten.